

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

88 (10.11.1848)

Drei ahnungsvolle Bräute.

(Von Ludwig Storch.)

Ich will hier drei Fälle erzählen, von denen der erstere die höhere Empfänglichkeit, die beiden folgenden die bevorzugte Bestimmung des Weibes, solche übersinnliche Eindrücke zu empfangen, zu beweisen scheinen. Dafür war aber auch das weibliche Individuum, welches in der ersten Erzählung auftritt, ungewöhnlich fein organisiert und von einer Bildung des Geistes und des Herzens, wie man sie selbst unter den höhern Ständen wenig antrifft. Die beiden andern dagegen nur gute, unschuldige Kinder, ohne ein höheres Lebensverständnis und deshalb wohl auch ohne eine besondere Empfänglichkeit für jene seelischen unerklärlichen Beziehungen. Aber um so merkwürdiger sind die Erlebnisse. Alle drei Fälle beweisen übrigens noch etwas Anderes, eben so Wichtiges. Die Liebe der Geschlechter in ihrer reinsten und höchsten Entwicklung ist zweifelsohne derjenige Zustand im Leben, der in dessen naturgemäßem Verlauf jenen außerirdischen Zuständen am nächsten liegt oder am verwandtesten ist, also mag auch die weit höhere Reizbarkeit und Spannung des weiblichen Herzens in der Blüthenzeit der Liebe den Einwirkungen der dunkeln Mächte am günstigsten ist. Die drei Fälle, in deren jedem die verhällte Hand einer übersinnlichen Macht sich thätig zeigte, betrafen drei Bräute — jede nach ihrer seelischen Befähigung — die mit allen Banden des festesten Gefühls an dem geliebten Gegenstand hingen, deswillen ihnen eine so schauerliche Offenbarung wurde. In der That, es galt den Verlust ihres Höchsten, und deshalb wurden sie wahrscheinlich auch gewürdigt, so Außerordentliches zu erfahren.

Ich finde noch für nöthig, zu bevornworten, daß alle drei wunderbare Fälle wirkliche Erlebnisse und durchaus keine poetischen Erfindungen sind. Die Damen, denen das Erzählte begegnet ist, leben noch alle drei und sind mir persönlich bekannt. Die Erstere gehört durch ihre eheliche Verbindung einem der ältesten und vornehmsten thüring'schen Adelsgeschlechtes an. Sie ist eine der liebens- und verehrungswürdigsten Frauen, durch deren Umgang ein begabter Mann moralisch gehoben und veredelt wird, und die selbst dem Ungebildeten unwillkürlich Ehrfurcht vor hoher weiblicher Würde einflößt. In ihrem gastreichen Hause, einem alten Schlosse voll ehrwürdiger Erinnerungen an ein längst schlafengegangenes Fürstengeschlecht, wird sich jeder gebildete Mann wohl glücklich fühlen; denn wo könnte ein solcher glücklicher seyn, als in Gesellschaft einer Frau, die ungewungen und frei, wie alles Schöne, das edelste Maß der Sitte und Zucht, das Schickliche als unsichtbaren Scepter in der Hand hält und damit ihre Umgebung sanft beherrscht, während sie dieselbe durch den Zauber einer zugleich geistreichen und gemüthlichen Unterhaltung an ihren Thron, den Sitz der Huld und Anmuth, fesselt! Die Stunden die ich an dem Familientische dieser Dame zubachte, von ihren Mittheilungen durchduftet und gewürzt, gehören zu den genussreichsten meines Lebens. Aus ihrem Munde vernahm ich mit stillem Schaudern das nachfolgende Erlebnis, und sie ertheilte mir auf meine Bitte die Erlaubnis, es mit Ver-

schweigung ihres Namens zu veröffentlichen. Ich will die von mir hochverehrte Dame selbstredend einführen und die Erzählung überschreiben:

1. Der Morgentraum.

Mein Vater war ein hoher Militär; es thut nichts zur Sache, mich über seine Charaktereigenthümlichkeiten hier des Breiteren auszulassen. Genug, er war von meiner Mutter geschieden, und hatte mich in der Scheidung als die älteste der beiden Töchter erhalten. Er hatte sich nicht wieder verheirathet und ich stand seinem Hauswesen vor, das seinem Stande angemessen war. Es war natürlich, daß ich in diesen Verhältnissen viele Offiziere bei uns sah, und darunter junge schöne Leute von der besten Geburt und der trefflichsten Bildung. Es war eben so natürlich, daß diese Herren sich um meine Gunst bewarben, denn ich war die Tochter ihres Chefs, ich hatte einst ein nicht unbedeutendes Erbgut zu erwarten und vielleicht gab es noch einige andere weniger erwiesene Gründe ihrer Bewerbung. Nichtsdestoweniger hatte ich bereits das siebenzehnte Jahr erreicht, ohne für irgend einen derselben etwas mehr als gewöhnliches Wohlwollen gefühlt zu haben. Aber meine Stunde schlug plötzlich und von mir gänzlich ungeahnet. Von einem andern Regimente wurde ein Oberlieutenant als Rittmeister zu dem meines Vaters versetzt. Er stammte aus der angesehenen alten Familie von B— und war noch jung.

Er hatte sich in den Freiheitskriegen, als Jüngling kaum zur Fahne gekommen, sehr ausgezeichnet, und war, die Brust mit Ordenszeichen bedeckt, aus Frankreich zurückgekehrt. Ich hatte im Kreise des Militärs oft von ihm sprechen hören; er wurde von Allen mit Auszeichnung erwähnt und neben seinen kriegerischen Tugenden seine gesellige Lebenswürdigkeit gerühmt. Ohne es zu wissen, war ich für den Rittmeister eingenommen, ehe ich ihn noch gesehen hatte. Er kam; er war ein sehr schöner Mann. Mit dem edelsten Anstande verband er eine so zarte, herzzgewinnende Bescheidenheit, die zuweilen sogar an eine unschuldigen Mädchen so gefährliche Schüchternheit grenzte. Wir weichen, für alle schönen Eindrücke so empfänglichen Frauengemüther sind gewiss am leichtesten gewonnen, wenn ein junger verdienstvoller Mann, durch Schönheit, Muth und Tapferkeit vor vielen Andern ausgezeichnet, in schüchternen Befangenheit vor uns steht; unsere kleine Eitelkeit, das schöne Eigenthum jeder weiblichen Brust, legt diese Befangenheit so gern zu unsern Gunsten aus und hält sie für eine Wirkung, deren Ursache wir selbst sind.

Der Rittmeister von B— hatte bei seinem ersten Auftreten in unserm Hause einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, der sich durch die gebildete Unterhaltung, durch manchen schüchternen Blick seines großen seelenvollen braunen Auges und endlich durch einzelne leis andeutende Worte, daß ich ihm nicht gleichgiltig sei, von Tag zu Tag vermehrte. Ich liebte ihn bald mit aller glühenden Schwärmerei eines jungen stark fühlenden Mädchenherzens und hegte die Ueberzeugung, daß ich eben so von ihm geliebt werde, obgleich er mir es noch nicht mit deutlich erklärenden Worten gesagt hatte. Aber was bedarf denn die Seele der Worte! Es

waren selige Tage, deren Erinnerungen noch wie verklärende Abendröthen auf mein Leben fallen.

Es kam endlich zu einer süßen Erklärung zwischen uns. Mein Vater besaß eine reizende Gartenanlage an einem Berge vor der Stadt. Dorthin hatte er an einem freundlichen Junitage die Offiziere seines Regiments zu einem kleinen Festchen gebeten. Als der duftige Abend sich nieder senkte, gruppirt sich die übrigen Herren an den auf der breiten Terrasse vor dem Gartenhause aufgestellten Spieltischen, die mit bunten Lampen beleuchtet waren. Der Rittmeister von B., der das Spiel nicht liebte, fand sich unbemerkt zu mir; wir wandelten mit einander erst schweigend und überwältigt von den mächtigsten Gefühlen, dann allmählig beredt durch die breiten Sandwege der Parkanlagen.

„Louise,“ sagte er endlich mit bebender Stimme, (es war das erstemal, daß er mich bei meinem Taufnamen nannte) „das Wort muß endlich den Schleier von meinem Geheimnisse entfernen, das Ihnen keines mehr seyn kann. Ich liebe Sie. Wollen Sie die Meinige werden? Hat mich die Ahnung meines Herzens nicht getäuscht, so darf ich hoffen.“

Ich glühete wie eine Purpurrose und war keines Wortes mächtig. Er faßte meine Hand. Wir zitterten Beide. Da zog er mich sanft zu sich. Unsere Lippen vereinigten sich einen Augenblick; es war der glücklichste meines Lebens. Die Knospe meines jungfräulichen Herzens brach zur Blüthe auf.

„Sprechen Sie mit meinem Vater,“ waren die einzigen Worte, die ich endlich sagen konnte.

„Morgen, geliebtes Mädchen! Morgen schon. Um acht Uhr früh bin ich in Ihrem Hause, stehe vor Ihrem Vater, die Entscheidung meines Glückes von seinem Munde erwartend.“

Raschen Schrittes kehrten wir nun wieder zur Gesellschaft zurück. Oft begegnete mein Blick an diesem Abend noch B.'s sinnendem Auge, das mit dem Ausdruck süßester Bärtlichkeit auf mir ruhte.

Meine Seele war in unbeschreiblicher Bewegung und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Tausend Bilder, Gedanken und Gefühle stürzten auf mich ein und Alles wogte zuletzt in einem bunten Chaos durch einander. Nur des Einen war und blieb ich mir klar bewußt, daß mein ganzes Sein und Wesen mit den reinsten und heiligsten Banden der Liebe an den Rittmeister gefesselt war.

Gegen Morgen ging endlich mein halbwacher Zustand unvermerkt in Schlaf und auch zugleich in Traum über. Ich sah mich träumend ganz so in meinem Bette liegen, wie ich mich wachend darin gesehen hatte. Plötzlich hörte ich des Rittmeister Stimme äußerst ängstlich meinen Namen rufen. Ich fuhr empor und sah nun mit Erstaunen, daß mein Bett in einer öden Wüste stand und von einer bedrückenden schwülen Dämmerung umgeben war, die mir nicht weit zu blicken erlaubte. Jetzt ertönt zum zweiten Male mit gesteigerter Angst das Wort: „Louise!“ und geht mir durch Mark und Bein. Der Ton steigt von unten herauf; ich beuge mich aus dem Bette und schaue hinab. Da gewahre ich mit Grausen, daß mein Bett über einem tiefen finstern Abgrunde steht, so daß je zwei Füße desselben auf den düstern Felsenrändern des Abgrundes oder Stromes aufgestellt sind und eben nur knapp an den äußersten Rändern dieser Ufer haften, so daß der Strom, nicht breiter als mein Bett, quer darunter hinbraust. Denn ich höre nun deutlich in der furchtbaren Tiefe des Abgrundes das Geräusch tobender Wasser. Und als ich nun so hinstarre, ringt sich aus der Tiefe der entsetzlichen Nacht des Abgrundes ein bleiches Menschenhaupt empor und strebt, wie mir es vor-

kommt, mit ungeheurer Anstrengung nach meinem Bette herauf. Mit Entsetzen erkenne ich die geliebten Züge des Rittmeisters; aber sie sind von gräßlicher Angst und Todesverzweiflung so verzerrt und entstellt, daß mir vor ihnen im innersten Herzen grauset. Sein brechendes Auge steht um Hilfe zu mir herauf; ich will nach ihm hinablangen, um ihn zu mir heraufzuziehen, aber ich kann ihn nicht erreichen, und schon sinkt das Haupt mit erlöschenden Augen und dem entsetzlichen Angstruf: „Louise!“ tiefer und tiefer und wird von der gräßlichen Finsterniß des Abgrundes verschlungen.

Von den martervollsten Gefühlen geweckt, fahre ich empor. Das Herz klopft mir wie ein Hammer in der Brust, ich bin wie in Schweiß gebadet und fühle mich todesmatt. Der Kopf war mir wüst und schwer, die Brust peinlich beklemmt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, ich schellte deshalb meinem Kammermädchen und machte Toilette.

Meine Gedanken waren mit dem entsetzlichen Traume und dem Rittmeister beschäftigt, aber von der seligen Gefühlstrunkenheit des vorigen Abends konnte ich nicht einmal einen Schatten in die Seele zurückrufen. Im Gegentheil fühlte ich mich so ernüchert und von einer traurigen Leere heimgesucht, die mir neu war. Ich kam mir wie bezaubert vor, und jede Kraft fehlte mir, den unheimlichen Damm abzuschütteln. Als ich meinen Kaffee genommen hatte, war ich sehr geneigt, mich zu überreden, mein Zustand sei nichts als das Bangen von der entscheidenden Stunde, und der fatale Traum nur eine Folge der heftigen Aufregung des vorigen Abends gewesen. Diese Gedanken traten ganz in den Vordergrund meiner Seele. Ich sah nach der Uhr, es war schon halb acht. Eine fliegende Röthe brütete mir über dem Haupte, eine ängstliche Spannung legte sich mir über die Brust und verhinderte mich, tief Athem zu holen. Sie stieg mit jeder Minute, mit ihr das Klopfen meines Herzens, das Fliegen meiner Pulse. Ich wollte mir Möglichkeiten vorstellen, daß mein Vater seine Einwilligung zu unserer Verbindung versage, mich vielleicht für einen andern Mann bestimmt oder sonst eine Einwendung habe; aber ich war durchaus nicht fähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Nur wie Schatten durchflogen sie meinen Kopf, immer einer den andern verdrängend. Es stürzte mir vor den Augen, ich befürchtete mehrmals ohnmächtig zu werden, und doch glühte ich über und über. Meine Blicke stoben fort und fort zur Stuzuhr auf der Kommode, und als sich die Zeiger der verhängnißvollen Zahl naherten, konnte ich nirgends ruhen und rasten. Ich lief durch meine Zimmer, ich schlug ein Buch auf, ohne es anzusehen, ich blickte auf die Straße, ohne etwas zu bemerken. Da viertelte die Thurmuhren mir gegenüber und auch meine Stuzuhr begann zu schlagen. In diesem Augenblicke wurde die Saalthüre heftig aufgerissen. „Das ist er!“ kispelten meine Lippen; der Spiegel zeigte mir, daß ich plötzlich blaß geworden. Hastige Schritte näherten sich aber meinem Zimmer. Auch diese Thür stog ungewöhnlich schnell auf und herein trat der Leibhusar meines Vaters mit entsetztem unheilverkündendem Gesichte.

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er hastig, „wissen Sie das entsetzliche Unglück schon?“

„Welch' ein Unglück?“

„Der Herr Rittmeister von B.“

„Barmherziger Gott! Was ist's mit ihm?“

„Er hat den Hals, vom Pferde gestürzt, gebrochen, und ist vor einer Stunde verschieden.“

Bewußtlos sank ich aufs Sopha; als die Ohnmacht wich, hatte ein hitziges Fieber meine Gedanken verwirrt.

Ich war dem Tode sehr nahe. Doch ich wurde dem Leben erhalten, um lange, — lange den Verlust des geliebten Mannes zu beweinen.

Vom Husaren des unglücklichen Rittmeisters erfuhr ich nachher, daß der letztere in jener verhängnisvollen Nacht eben so wenig durch Ruhe und Schlaf erquickt worden war wie ich. Von Unruhe gefoltert, hatte er sich mit dem ersten Tageslichte angekleidet und sein Pferd bestiegen, um bis gegen acht Uhr einen Spazierritt zu machen. Um halb acht sollte der Husar die Staatsuniform des Herrn in Bereitschaft halten. Das Pferd des Rittmeisters war ein feuriger Rappe, arabischer Abkunft und erst wenige Wochen sein Eigenthum. Um sechs Uhr war das Thier ohne Reiter zurückgekommen. Der Husar war ahnungsvoll mit einigen Kameraden aufgebrochen, seinen Herrn zu suchen. Sie fanden ihn nach einer Stunde am steilen Abhange eines tiefen Grabens, von einigen Landleuten umgeben, die ihn gesunden hatten. Die Husaren waren kaum bei ihm angelangt, als er mit dem leicht hingehauchten Worte „Louise“ verschied.

Wie er verunglückt, konnte nicht ermittelt werden. Das wilde Pferd, des frühen Ausritts ungewohnt, hatte wahrscheinlich sein schnelles Ende veranlaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Herz und Gemüth.

Aus dem Englischen.

Es gibt einzelne Menschen in der Welt, die vorzugsweise die besondern Lieblinge aller ihrer Bekannten sind, die überall, mögen sie hinkommen wo sie wollen, Freunde finden oder erwerben, in deren Gegenwart Alles sich wohl und behaglich fühlt, und von denen Jeder sich nur ungern trennt. Ihr freies, ruhiges, sanftes Betragen flößt bei dem ersten Anblicke schon Vertrauen ein, man rechnet sie schon nach dem ersten Beisammensyn zu seinen alten bewährten Freunden, denn Jeder fühlt sich heimisch bei ihnen, ihr Kommen wird von Allen mit großer Freude schon im Voraus genossen, und Niemand steht sie scheiden, ohne die herzliche Frage zu thun: „Nun, wann sehen wir dich wieder?“ In ihrem Innern ist eine solche Ueberfülle von Lebensheiterkeit, daß sie zwanglos und unbewußt auch auf ihre Umgebungen überströmt, und ihre Gegenwart wird deshalb stets in den Kreisen, die sie besuchen, einen Zuwachs zum allgemeinen Behagen hervorbringen. Bei Einladung seiner Freunde drängt sich Jedem unbewußt ihr Name stets zuerst auf, und die Abwesenheit von vielen Andern wird weniger, vielleicht gar nicht bemerkt werden, wenn sie nur da sind, denn nur an ihre Seite drängt sich Jeder und schätzt sich glücklich, wenn er im geselligen Kreise seinen Platz neben dem ihrigen erlangen kann. Schon das zarte Kind liebt es, auf ihren Knien zu sitzen und ihnen seine kindlichen Einfälle vertraulich in das Ohr zu flüstern; die ungestüme, rasche Jugend findet an ihnen treue, herzliche, berathende Gefährten, und selbst das reife Alter schätzt sie als würdige, achtbare Freunde. Und doch verdanken sie diese allgemeine Beliebtheit weder ihrer bei vorragenden, glänzenden Persönlichkeit, denn diese ist oft weit davon entfernt, schon im Voraus für sich einzunehmen, noch ihrer geistigen Ueberlegenheit. Sie haben keinen blendenden Witz, mit dem sie prahlen könnten, haben vielleicht nie in ihrem Leben ein Wortspiel gemacht, wissen am Ende kaum was ein Epigramm ist, sie tragen keine feinen modischen Kleider noch sind sie durch einen großen Geldbeutel berühmt, aber sie besitzen dagegen eine Eigenschaft, die alle andern überstrahlt, sie haben ein reines, klares kindliches Gemüth, den ernstesten Willen, das

Glück aller ihrer Umgebungen zu fördern, ein warmes Gefühl für alles Edle und Gute, ein freies, herzliches, Betrauen erweckendes Betragen, ein allgemeines Mitgefühl, mit Einem Worte: sie haben Herz und Gemüth.

Wie wohlthuend ist es, mitten in dem kalten, konventionellen Treiben der Alltagswelt diesen Leuten von Herz und Gemüth zu begegnen, oder die zufälligen Ergüsse ihrer natürlichen Gefühle zu beobachten. Muß der nicht wirklich ein finsterner Menschenfeind seyn, der ohne innerlich erhebendes Vergnügen Zeuge von dem herzlichen Händeschütteln zweier Freunde ist, die sich nach langer Abwesenheit ganz unverhofft einander begegnen. Ist es nicht, als wenn sie beide wechselseitig die Seelen austauschten, und welche herzinnige Heiterkeit glänzt nicht dabei auf ihren Gesichtern. Wer hat nicht schon einen kleinen rothbäckigen Buben auf seinen Knien sitzen gehabt und seiner enthusiastischen Erzählung irgend eines vielleicht sogar trivialen Zufalles, der aber gerade sein Interesse in Anspruch nimmt, doch mit herzlichem Ergötzen zugehört. Wie seine innerste Herzmeinung da aus seinen großen glänzenden Augen spricht, und sich in seinen sprechenden Gesichtszügen nach Ausdruck abarbeitet. Was sind ihm dabei die Worte für träge, plumpe, unbehilfliche Dinge, um die unendlichen Gefühle auszudrücken, die jetzt seine hochaufwogende, schwer athmende Brust bestürmen, und welche liebliche Enthüllung eines reinen, klaren, unschuldigen Herzens liegt in dieser flüsternden Beredtsamkeit. Wer fühlte wohl bei dem Anblicke eines alten Mannes, der mit einem Kinde schäkerte und dabei herzlich auf seine Gefühle, seine Ansichten, seine Meinungen einzugehen vermochte, sich nicht wohlthätig angesprochen und bewunderte nicht den, der trotz dem Schnee des Hauptes doch den Frühling der Jugend in seiner Brust bewahrte, der weder so thöricht weise, noch so mürrisch stolz wurde, um auf die Spiele und Vergnügungen seiner Jugend hochmüthig herabzusehen, und der, während er als Mann denken lernte, doch nicht als Kind zu fühlen vergaß. Wer freute sich nicht, wenn ihm in dem selbstsüchtigen Treiben unserer überfüllten Straßen dann und wann eine solche Manifestation der natürlichen Gefühle des Herzens aufblüht, mag sie auch in nichts weiter als in der vielleicht sogar ungeschickten Hülfe oder dem Schutze bestehen, die ein in den Augen der Menge roher Bauer einem hilflosen Kinde, oder einem furchtsamen geängsteten weiblichen Wesen angedeihen läßt, und die vielleicht ganz unbeachtet von dem großen Haufen gelassen wird, während sie anregend und anfrischend auf den wirkt, der den zwanglosen Ausdruck der Natur gegen die glitzernde Affekation der Kunst zu würdigen versteht. Selbst bei den Thieren sprechen uns diejenigen, bei denen diese Eigenschaft mehr hervortritt, unwillkürlich mehr an und wir ziehen sie den weniger begabten vor. Der Anblick des prachtvollen Pfauens, mit seinem glänzenden Gefieder und seinem in allen Regenbogenfarben spielenden Schwefel, erregt in uns nur kalte Bewunderung, während ganz andere Gefühle in uns aufwallen, wenn wir ein zärtliches Taubenpärchen zusammensitzen, oder die sorgliche Hänflingsmutter ihre hilflosen Jungen füttern sehen. In ihnen spricht uns das theilnehmende Herz an, von dem der eitle Tropf nichts weiß, und können wir ihm am Ende auch unsere Bewunderung nicht versagen, so können wir doch bei den Letztern nicht anders als sie unwillkürlich lieben.

Diese Art von Herz spricht so kräftig zu eines Jeden innerstem Gefühle, daß seine Erscheinung auch den Kältesten erwärmt, und nur empfunden zu werden braucht, um zur Nachfolge zu reizen. (Schluß folgt.)

Der deutsche Magen.

Da ist eben mitten in der Bewegung ein „Taschenwörterbuch für angehende junge Hausfrauen zur Selbsterlernung und Ausübung der einfachen bürgerlichen Kochkunst,“ erschienen.

Dieses Conversationslexikon für alle Menschheit empfehlen wir hiermit aus dem Innersten unseres Herzens, oder vielmehr unseres Magens. Zugleich aber haben wir schon der Gleichheit und des Zweifammersystems wegen, einen Mitarbeiter dieser Blätter veranlaßt, auch ein Taschenwörterbuch der adeligen Kochkunst zu schreiben; denn die Kochkunst ist im Grunde einerlei Beschäftigung, der Hunger ein Weltbürger, der Appetit ein Republikaner, der Magen ein Egoist, ein Aristokrat, der sich oft widerständig zeigt, häufig ein Oppositionsmann und wenn wir bis auf den Grund gehen ein Jakobiner, ein Gleichheitswütherrich.

Im Magen liegen und entwickeln sich alle edlen Elemente: das Wohlbefinden, die Laune, die Freude, sogar die Träume (auch die vom einigen Deutschland) kommen aus dem Magen, und auf der andern Seite sagt der Deutsche, wenn ihn etwas ärgert, nicht: das Rachegefühl tobt in meiner Brust! — sondern er sagt mit verbissener Wuth: „das liegt mir im Magen!“

Wer also, um auf den obern Satz zurückzukommen, für den Magen wirkt, der wirkt für die ganze Menschheit, für die Seele, für alles Große und Erhabene, was in ihm ist und was neben ihm ist. — Er kann von sich sagen:

„Ich hab' den Besten meiner Zeit genug gethan,
Und so genug gewirkt für alle Zeiten.“

Ueber die Verdauung, namentlich über die deutsche Verdauung, werden wir nächstens sprechen, denn der Magen hat eben so seine nationale und patriotische Richtung, wie der Kopf, das Herz, er hat seine Antipathien und oft ein ganzes Widerstandssystem im Leibe, möchte man sagen, wenn er nicht selbst im Leibe wäre.

Aber die Hauptsache bleibt doch — und wenn im Hunger eine Gleichmäßigkeit liegt — der Unterschied der „bürgerlichen“ und „adeligen“ Kochkunst.

Für einen adeligen Magen muß natürlich anders gekocht werden, als für den der Canaille. Sibir's ja Gouvernanten und Kammermädchen, die sich nur in „adlige“ Häuser vermietthen.

Aber die Verdauung, die Verdauung läßt man uns; das mag das schlechteste Zeug seyn, man meint der Magen des deutschen Volkes müsse es doch verdauen.

Und er hat viel verdaut, der deutsche Magen, die Wiener Beschlüsse, die Carlsbader, die Frankfurter, die Ferien der Bundestagsgesandten, die Mainzer DemagogenuntersuchungsRecherchEspärnasenCommission, Sedlnitzky's Censurscheere, die Declamationen des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, das deutsche Rheinlied und den freien deutschen holländisch-geknechteten Rhein, Eichhorn und die Pietisten, die Lola Montez und ihre und unsere Schmach, — ja weiß Gott, noch was Alles hat der deutsche Magen vertragen.

Das muß doch ein guter Magen seyn! —

Vergleiche.

Die Eckensteher gleichen den Retorten, — man findet sie am meisten in den DestillationsAnstalten.

Die Edelleute gleichen oft den banquerotten Kaufleuten, — sie sind bisweilen Barone, oder auch: Paar ohne.

Die Egoisten gleichen den Heiden, — sie beten

sich, das heißt oft — ein Stück Holz oder einen Lump oder einen Fetisch an.

Die Eheleute gleichen den Engeln, — sie sollen immer im Himmel seyn.

Die Ehrlichen gleichen den Possenreißern, sie werden vom Pöbel ausgelacht.

Die Eifersüchtigen gleichen den Demagogenriechern, — sie wittern so lange Morgenluft, bis sie sich selbst angebrannt haben.

Die Engländer gleichen den Dichtern, — der gemeine Mann findet sie in der Regel verrückt.

Die Enthusiasten gleichen den Conservativen, — sie können Alles schön finden.

Die Eroberer gleichen den Göttern; denn man baut ihnen Altäre; sie gleichen aber auch den Dieben, denn sie würden bisweilen den Galgen verdienen.

(H. W.)

Miscellen.

X Die Irthümer eines Laien sind wie das Unrechtgehn einer Taschenuhr, welche bloß einen Einzelnen irre leitet, aber wenn ein Geistlicher sich irrt, so gleicht dies der Thurmuh, deren Unrechtgehn eine ganze Stadt irre führen kann. (Florian.)

X Consequenz ist eine Eigenschaft, die ihrem Besitzer in jedem Falle allgemeine Achtung sichert und selbst dem Schlechten noch eine Art Nimbus verleiht.

X Wie oft wird Freundschaft mit der Perle verglichen, indem man dabei nur an den Werth und stillen Glanz derselben denkt. Aber die Aehnlichkeit beider geht weiter. Um ächte Perlen aus der Tiefe des Meeres zu holen, muß der Taucher sein Leben wagen, so wie der Mensch das ganze Leben einsetzen muß, um in der Tiefe einer Menschenbrust die ächte Freundschaft zu finden. — Ein Modeartikel sind unächte Perlen, sie kosten nicht viel, sind gefällig und glänzend, oft so täuschend gemacht, daß man sie nur durch die Probe von den ächten unterscheiden kann — so auch geht es mit der unächten Freundschaft, von welcher große Vorurtheile in der schönen Welt aus einer Hand in die andere gehen, die aber alle nicht probefähig sind.

MarttätenKäfflein.

© Ein Augenzeuge erzählt: „Zwei zornige Bären hätten einander so rein aufgefressen, daß am Ende von Beiden nichts, als ein kleiner Haufe von Haaren übrig geblieben sei.“

© In einem gelehrten Kreise sprach man von den Dichtern, den epischen, tragischen, komischen, erotischen, didactischen u. a. „Sie vergessen gerade die zahlreichste Gattung,“ sagte eine Dame, „die hungrigen!“

Logogryph.

Ich diene stets zum Zeitvertreibe
Dem Kind, der Jungfrau und dem Weibe.
Ein Zeichen weg! dann ist entzückt,
Wer mich in seiner Hand erblickt.
Ein Zeichen nimm noch, alsdann krön' ich
Den der mich trifft, zum Schützenkönig.

Auflösung des Räthfels in Nr. 87:

H o r c h e n.